

Ralf Moros schickt Chemie in die Datenpipeline



Ein Internet-basiertes System für virtuelle Praktika baut Ralf Moros am Institut für Technische Chemie der Leipziger Uni auf. Es enthält zahlreiche multimediale Elemente, so dass diverse Laborversuche am heimischen Rechner simuliert werden können. Internet: <http://leipzig.vernetzes-studium.de>

Hirnforscher Arendt: Wissenschaft kommt nicht ohne Tierversuche aus

Uni-Professor nutzt Ratten für Alzheimer-Tests und lehnt emotionsgeladene Kampagnen ab

Lebende Tiere dienen auch in Leipziger Instituten Forschungszwecken. Vor allem Ratten und Mäuse, aber auch Affen, Pferde und Hunde werden laut Statistik des Bundesverbandes der Tierversuchsgegner von der Wissenschaft genutzt. Einige müssen dabei sterben. Die Tierversuchgegner fordern Alternativmethoden. Verfahren, die im Reagenzglas durchgeführt werden können. So könnte vielen Tieren Schmerz erspart bleiben. Nach Meinung von Wissenschaftlern reicht das Reagenzglas aber nicht aus, um komplexe Strukturen eines Organismus nachzubilden zu können, wie etwa die Hormonsteuerung oder Abläufe im Nervensystem.

Thomas Arendt, Professor für Neuroanatomie am Paul-Flechsig-Institut der Leipziger Uni, führt Tier-

versuche durch. Zum Erforschen der Alzheimer-Krankheit pflanzt er Ratten veränderte Genstränge ein, um deren Gedächtnisleistung zu beobachten. Für ihn ist der Gedanke an einen Ausstieg aus Tierversuchen gleichzusetzen mit extremer Fortschrittsfeindlichkeit. „Das Bild von unserer wissenschaftlichen Arbeit wird in der Öffentlichkeit verzerrt wiedergegeben. Die emotionsgeladenen Kampagnen so genannter Tierversuchgegner haben mit der Wirklichkeit nichts zu tun.“

Viele Forschungsmethoden, von denen grausame Bilder in den Medien kursieren, so Arendt, seien inzwischen abgeschafft worden. In Zeiten von Biotechnologie und Gentechnik wurden die zu erforschenden Abläufe des Organismus immer komplexer. Versuche am

lebenden Tier bleiben nach Arendts Auffassung notwendig.

Die Gegner von Tierversuchen argumentieren hingegen mit der mangelnden Übertragbarkeit der tierischen auf menschliche Funktionsweisen des Körpers. „Was eine einzelne Zelle aber nicht mitteilen kann, sind Gefühlsregungen wie Stress, Angst oder Schmerz“, kontert der Professor. Auf seinem Forschungsgebiet sei er auf solche Mitteilungen allerdings nicht angewiesen.

Die Lernleistung eines Tieres zu beobachten, ist die harmlosere Variante des Tierversuchs. Doch es kann nicht bestritten werden, dass für andere Forschungszwecke bewusst Stress und Schmerz herbeigeführt werden und Tiere dadurch leiden müssen. *Elke Ankenbrand*

„Ach ja, Leipzig!“

Damals an der Universität: In lockerer Folge stellen wir Persönlichkeiten aus Politik und Kultur vor, deren Karriere in Leipzig begann. Heute: Peter-Michael Diestel, Ex-Innenminister und Ex-Vizepremier der DDR, jetzt Rechtsanwalt.

„Karl Marx will ich ungern zitieren“



Peter-Michael Diestel, Jahrgang 1952, studierte zwischen 1974 und 1978 Jura an der Karl-Marx-Universität in Leipzig. Als letzter DDR-Innenminister und stellvertretender Ministerpräsident

gestaltete er die deutsche Vereinigung mit. Später leitete er die Geschicke des Rostocker Fußballvereins Hansa und saß als CDU-Mann im Potsdamer Landtag.

Frage: Zuerst das Wichtigste: Hansa Rostock hat den Klassenerhalt geschafft. Lässt Sie das nach ihrem Abschied 1997 kalt?

Diestel: Warum soll mich das kalt lassen? Ich habe damals Hansa geholfen, seine Schulden loszuwerden. Darin bin ich glücklich, dass der Verein nicht abstiegt. Das übrigens, glaube ich, ist jeder Ostdeutsche.

Auf Ihre eigene Karriere in der politischen Bundesliga haben Sie sich in Leipzig vorbereitet. Erinnern Sie sich gern an ihre Studienzeit hier?

Die habe ich tatsächlich als sehr angenehm in Erinnerung, denn sie war nicht so, wie sich das vielleicht viele vorstellen. An der Sektion ging es überhaupt nicht kommunistisch-elitär zu, sondern wir arbeiteten in einem geistig-toleranten Klima. Es war eine sehr akademische Ausbildung, deshalb habe ich sie genossen.

Als sie in Leipzig studierten, trug die Uni noch den Namen Karl Marx. Haben sie ein Klassiker-Zitat parat?

Ich will ungern Marx zitieren. Obwohl ich ihn mit Interesse und Engagement studiert und auch noch den einen oder anderen Satz im Kopf habe. Aber ich bin Christdemokrat, da erregt es weniger Argwohn, wenn ich Adenauer und nicht Marx zitiere.

Besuchen Sie Leipzig heute aus eigenem Antrieb oder nur, wenn sie müssen?

Hier wohnen Freunde und Mandanten, deshalb bin ich relativ oft in der Stadt. Mich freut, wie sich Leipzig entwickelt hat. Die Kneipenszene sucht in Deutschland ihresgleichen.

Können Sie einen guten Sachsenwitz?

Da fällt mir spontan der Name Biedenkopf ein. Das ist ein Witz, wenn auch kein guter. Mir als Christdemokrat ist die Affäre ziemlich peinlich.

Sie sind Ex-Innenminister, Ex-Vizepremier, Ex-Vereinspräsident. Welche Ziele haben sie?

Über all das einmal in Ruhe nachdenken zu können...

Interview: Matthias Braun

Studentenfutter

Technikfans für Telekom

Die Leipziger Fachhochschule der Telekom sucht für das nächste Semester 150 Studienanfänger. Wie Sprecherin Hilke Michaelis sagte, werden technikbegeisterte junge Leute für Ingenieur- und Informatikstudiengänge gesucht. Interessenten können sich heute beim Tag der Offenen Tür in der Gustav-Freytag-Straße 43 kundig machen.

Kommilitonen räumen ab

Leipziger Studenten haben in großen deutschen TV-Quizshows bis jetzt 166 000 Mark gewonnen. Im RTL-Quiz „Wer wird Millionär“ schaffen es zwei von drei in die Endrunde und sackten insgesamt 96 000 Mark ein. Beim Millionen-Quiz „Cash“ des ZDF räumten zwei Leipziger Kommilitonen 20 000 und 50 000 Mark ab. Darüber informieren jetzt die Produktionsfirmen Endemol und Pearson TV.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Prof. Dr. Siegfried Schmidt betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Juliane Olbricht und Matthias Braun. Campus ist erreichbar unter der Faxnummer 0341 - 9 73 57 46.

Campus-Meinung
Keine (Er)lösung

Von ENNO BRENDGENS



„Schöner Tod“ bedeutet Euthanasie wörtlich übersetzt. Ursprünglich ist damit „würdevolles Sterben“ gemeint – eine Begleitung, die den Abschied aus dem Leben so leicht machen soll, wie es in der Situation möglich ist. Doch in Deutschland hat das Wort einen extrem bitteren Beigeschmack. Der Mord an kranken und behinderten Menschen durch die Nationalsozialisten hat den „schönen Tod“ aufs Schlimmste pervertiert. Deshalb wird es Deutschland ungleich schwerer haben, ein Gesetz zu verabschieden, das die Tötung durch den Arzt legalisiert, als der liberale Nachbar Holland. Und das ist gut so. Denn wenn erst einmal das Tabu der Tötung gebrochen ist, besteht sehr schnell die Gefahr, dass ein Gesetz, das eigentlich zur Erlösung Leidender geschaffen wurde, auf geisteskranken und behinderte Menschen ausgeweitet wird. Die Gesetzesänderung würde der Willkür über Leben und Tod zwar noch nicht Tür und Tor öffnen, zumindest aber würde der Riegel gelöst, der vorgeschoben bleiben muss. So ist auch die aktuelle Studie der Universität zu interpretieren: Wenn es um die eigene Person geht, lehnt die Mehrheit die Tötung ab. Statt aktiver Sterbehilfe, die den Tod legalisiert, brauchen wir aktive Sterbegleitung durch Angehörige und Ärzte, die das Leben auch noch in seiner letzten Phase achtet: Euthanasie im ursprünglichen Sinn.

Eine Studie des Leipziger Universitätsklinikums brachte es jüngst auf den Punkt: 80 Prozent der Deutschen lehnen aktive Sterbehilfe für sich selbst ab. Paradox aber: Nur gut 37 Prozent sprechen sich grundsätzlich gegen aktive Sterbehilfe aus. Nach der momentanen Gesetzeslage ist es Ärzten verboten, leidenden Patienten tödliche Medikamente zu geben – selbst auf deren ausdrückliches Verlangen hin. In den Niederlanden wurde im April ein Gesetz verabschiedet, das aktive Sterbehilfe erlaubt, wenn es der Wunsch des Patienten ist. Ein Patiententestament genügt. Die Holländer haben mit diesem Gesetz in Deutschland einen Sturm der Entrüstung ausgelöst.

Professor Elmar Brähler, Christina Schröder und Antje Klaiberg von der Selbstständigen Abteilung für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie der Leipziger Uni legten nun eine Untersuchung zu diesem Problemkreis vor. „Wir wollten genaue Daten über die Einstellung der Bevölkerung haben, die als Diskussionsgrundlage für spätere gesetzliche Regelungen in Deutschland dienen könnten“, so Brähler. Ein überraschendes Ergebnis war für ihn, dass die über 60-Jährigen aktive Sterbehilfe entschieden ablehnen als jüngere Befragte. „Leiden ist eher für jüngere Menschen ein Schreckgespenst, weil sie größere Angst vor Abhängigkeit haben“, interpretiert Brähler das Ergebnis.

Die Debatte um die Sterbehilfe bewegt Wissenschaftler unterschiedlichster Fachbereiche. Unmittelbar betroffen sind jedoch die Ärzte der Leipziger Uni-Kliniken, die selbst täglich mit Sterbenden zu tun haben. Thomas Friedrich, Chirurg an der Uni-Klinik I, steht vor einem inneren Konflikt, wenn Todkranke darum bitten, lebensverlängernde Maßnahmen zu unterlassen. „Man muss den Patienten, seinen Leidensweg und seinen Lebenswillen gut kennen, um einer so endgültigen Entscheidung nachkommen zu können.“ Für Friedrich ist der Wille des Patienten maßgeblich. „Manche wollen wirklich jede Therapie ausprobieren, egal, wie gering die Heilungschancen sein mögen. Andere ertragen es einfach nicht länger und wollen nur noch von den Qualen erlöst werden.“

Für alle deutschen Ärzte gilt, dass emotionalen Entscheidungen über Leben und Tod klare juristische Grenzen gesetzt sind. Eine „Grauzone“, wie es oft heißt, gibt es nicht.

Angemerkt
Couragierte Protestler

Neulich Abend in einer dieser Millionenshows: Wie heißen die Mitglieder der G7, der Gruppe der sieben führenden Industrienationen? Der Kandidat aus Leipzig – Student der Betriebswirtschaft – tippt prompt auf China, scheitert kläglich. Nun wissen wir nicht, ob dem gemeinen BWLer erklärt wird, wer oder was die G7 sind. Wir unterstellen aber, wenn er über seinen Bücherrand hinaus ab und zu in eine Zeitung geschaut hätte, dann hätte er sich besser verkauft.

Am Tag danach: Leipziger Studenten demonstrieren, trommeln und legen sich in der Innenstadt quer gegen Stellenkutschschlag an ihren Hochschulen. Am Protestfrühstück vor dem Capitol eilen Passanten vorbei, einige bleiben stehen, man kommt ins Gespräch. Immerhin, rund 2000 Studenten zeigen Courage. Das ist nicht mal ein Zehntel der Leipziger Kommilitonen.

Wo die anderen sind? Vielleicht nichts mitbekommen, vielleicht doch in die Vorlesung zum Professor gerannt, der bei bestem Protestwetter brav seiner Beamtenpflicht frönt. Schlimmstenfalls ist ihnen die Sache egal, und wahrscheinlich sind einige von ihnen schon da angekommen, wo Politik und Wirtschaft sie haben wollen. Schließlich weiß der Student der Zukunft nur das, wofür er gebraucht wird. Da ist es auch egal, woran Hochschulen kranken, warum Hörsäle brechend voll sind: zwei Semester noch und nach mir die Sintflut. Hauptsache, ich verkaufe mich hinterher gut.

Besser verkauft haben sich am Aktionstag jene auf der Straße. Auf dem Weg durch die Stadt kam niemand an ihren Problemen vorbei. Sie gehen nicht nur aus dieser Runde gegen Stellenkutschschlag als Gewinner hervor. *G. Burkhardt*

Sterbehilfe – beim Sterben nachhelfen?

Mediziner der Alma Mater befragen Deutsche zum „holländischen Modell“ / Debatte äußerst lebendig



Anonymes Sterben im Krankenhaus - für viele eine schreckliche Vorstellung. Ist die Bitte um den Tod in solchen Situationen oft nicht nur ein Schrei nach einem menschlicheren Abschied? Fotos (4): Jan Woltas

Dies bestätigt auch Professor Bernd-Rüdiger Kern, Experte für Arztrecht an der Juristenfakultät. „Der Arzt ist da, um Leben zu schützen.“ Nach Kerns Überzeugung darf der Arzt auf keinen Fall in die Situation kommen, aktiv über Leben und Tod entscheiden zu müssen. Der Mediziner, der zum Helfer des Todes wird, würde auch das Bild von ihm als Lebensretter zerstören. Darum ist für den Juristen klar: „Der Bitte zu töten, darf ein Arzt niemals nachkommen.“

Brähler stellt die Distanz zwischen Arzt und Tod jedoch grundsätzlich in Frage: „Eigentlich sollte der Arzt lernen, mit dem Tod umzugehen.“ Er sieht aber in der medizinischen Ausbildung „erhebliche Defizite“.

Das würde auch Michael Lippold, Ethikforscher am Institut für Systematische Theologie, unterschreiben. Das Hauptproblem bei der Diskussion um aktive Sterbehilfe sieht er aber in der Argumentation: „Es wer-

den immer nur die Extremfälle angeführt: alte, kranke Menschen, für die jeder Tag eine Qual ist. Aber was ist mit den Vielen, die sich den Tod vielleicht nur herbei wünschen, weil sich niemand mehr um sie kümmert. Sie sehen den Tod als einfachsten Ausweg aus dem Klinikalltag?“

Lippold fordert eine humanere Sterbegleitung. „Aber das kostet natürlich viel Geld.“ Und wenn der „Tod auf Verlangen“ kein Tabu mehr ist, befürchtet der Theologe einen Missbrauch. Und er sieht die Gefahr, dass die aktive Sterbehilfe ausgeweitet werden könnte. „Das ist ähnlich wie mit der künstlichen Befruchtung. Zunächst hat man nur über kinderlose Paare gesprochen, jetzt geht es schon darum, Embryonen wissenschaftlich zu nutzen.“

Wie auch immer aus juristischer und theologischer Sicht argumentiert wird, der Arzt ist es, der dem Sterbenden am nächsten ist. Ihm

stellt sich die Frage nach dem „richtigen“ Handeln. Er muss entscheiden, ob grundsätzlich jede Maßnahme durchzuführen ist, die das Leben verlängert. Eine erneute Therapie kann die Lebensqualität verbessern oder nur den Tod hinauszögern. Das kann kein Arzt hundertprozentig voraussagen. In vielen Fällen muss überlegt werden, ob der Patient dann noch in der Klinik richtig ist.

In einigen Fällen sei es besser, so Mediziner Friedrich, Kranke in eine Hospizstation zu bringen und dort zu versuchen, den Kontakt mit der Familie wieder herzustellen. Die menschlichste Form ist es natürlich, die Patienten im vertrauten Kreis der Familie sterben zu lassen. „Dann fühlen sich alte Menschen auch nicht ins Krankenhaus abgeschoben“, so Friedrich.

Nadja Kellner, Steffen Höhne, Enno Brendgens
Lesen Sie dazu auch die Campus-Meinung

„Hier kommt der Student schon mal in die Krise“

Deutsches Literaturinstitut bildet junge Autoren aus / Schreiben ist Übungssache



„Haus, Auto, Liebe und ein Bestseller.“ Claudia Klischat (links) und Ricarda Junge vor dem Literaturinstitut.

Haus des Buches in Leipzig: Auf dem Podium sitzen mit ihren Manuskripten bewaffnete Claudia Klischat und Ricarda Junge. Aufregung ist ihnen nicht anzumerken. Die 22-jährige Ricarda liest ihre neueste Kurzgeschichte über die chaotische Gedankenwelt einer jungen Frau. Die eigenwillige Gedankenwelt eines Mannes schildert Claudia in ihrer Geschichte: „Ich setze sie Schach matt: Liebst du mich, so lieb ich dich.“ Viele der Zuhörer sind Kommilitonen, die mit aufgesetzten-kritischen Gesichtern nicken. Claudia und Ricarda studieren am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Der Weg dorthin ist voller Bücher.

Die Literatenschmiede trat 1995 die Nachfolge des berühmten umstrittenen Johannes-R.-Becher-Instituts für junge Autoren an. Nach dem Vorbild amerikanischer Writing-Schools wurde sie an die Universität angegliedert und ist in Deutschland einzigartig. Jedes Jahr bewerben sich über 200 ambitionierte Nachwuchsautoren mit ihren Texten.

Von denen werden nach Einzelgesprächen 20 bis 25 aufgenommen. „Alle Bewerber schreiben schon seit Jahren, bei uns sollen sie ihren eigenen Stil finden“, so Institutsleiter Josef Haslinger.

Der Österreicher schreibt selbst erfolgreich Bücher. Außer ihm lehren Hans-Ulrich Treichel, ebenfalls vererbeter Schriftsteller-Professor für Deutsche Literatur, und eine Reihe von Gastdozenten. Fast alle kommen aus der Praxis des Literaturbetriebs. Sie unterrichten die 60 Studenten in Drehbuchschreiben, Lyrik, Literaturkritik oder - wie im Sommersemester 2001 - im Fach Ästhetik kritisches Denken mit Nietzsche.

Die Studenten lernen von erfahrenen Autoren, dass der Atem auch für die lange Distanz und nicht nur für kurzweilige Leseabende reichen muss. Für ihre Lehrer finden Ricarda und Claudia nur lobende Worte. Das ist nicht selbstverständlich, da in den Mauern des Instituts meist heftig kritisiert wird. „Hier kommt der Student

schon mal in die Krise“, so der Institutschef.

Ricarda spricht von einer allgegenwärtigen Konkurrenz: „Wir alle wollen Schriftsteller werden, dadurch entsteht ein hoher Druck und jeder will sich natürlich gut verkaufen.“ Vielen ist das Literaturinstitut ein Sprungbrett für die erfolgreiche Autorenkarriere. An Haslinger treten oft Agenten von Verlagen heran, immer auf der Suche nach neuen Talenten. Eines davon, Clemens Meyer, gewann den diesjährigen MDR-Literaturpreis.

Das kleine Institut liegt versteckt, von hohen Bäumen umringt, in Leipzigs Musikviertel. Ruhe und Abgeschiedenheit geben Claudia und Ricarda Muße zum Schreiben. Was die beiden Autorinnen in zehn Jahren machen wollen? Claudia möchte einen Roman schreiben und diesen verfilmen. Ricarda denkt lange nach und antwortet dann mit ernstem Gesicht: „Haus, Auto, Liebe und Bestseller.“ *Steffen Höhne*